

GUTKIND

Laura Maaß

**WAS DU
SIEHST**

Roman

GUTKIND

*Ich sehe was, was du nicht siehst,
und das ist bunt.*

*Meine kleine, große Welt,
so farbenfroh, wie sie nur sein kann,
dank all der Menschen um mich herum.
Euch widme ich dieses Buch.*

Prolog

Oktober 1990, Griese Gegend

Mit dem blinden Fleck hatte alles angefangen. Er hatte sie zusammengeführt. Jetzt trieb er sie auseinander. Diese winzige Stelle, an der unser Sehnerv das Auge verlässt, war in der Lage, die ganze Welt von Andi Schönberg ins Wanken zu bringen.

Er erinnerte sich ganz genau an diesen Tag. Im Biologieunterricht hatten sie in allen Einzelheiten das menschliche Auge durchleuchtet – mitsamt der kleinen Lücke im Sichtfeld, die uns nur deshalb nicht auffällt, weil das Gehirn die fehlende Information automatisch ergänzt. An diesem Tag, in dieser einen entscheidenden Sekunde hatte er sich unwiderruflich in Jule verliebt. Er sah es noch genau vor sich, so als wäre seitdem keine Zeit vergangen. Er spielte die Szene immer wieder in seinen Erinnerungen durch, projizierte sie auf die weiße Leinwand seiner Gedanken:

Sie saßen nach dem Unterricht wie so oft am Ufer des Bracks und schauten auf das dunkle Wasser.

»Ob man den blinden Fleck sehen kann?«, fragte sie, hielt sich ein Auge zu und blickte mit dem anderen in die Ferne. Sie jubelte, als es ihr scheinbar gelungen war, ihr Gehirn auszutricksen.

Konzentriert saß er auf dem großen Baumstumpf neben ihr und versuchte, sich nicht ablenken zu lassen. Er bedeckte ein Auge mit seiner linken Hand und starrte mit dem anderen, ohne zu blinzeln, auf das Wasser und die Kiefern. Doch so sehr er sich auch anstrengte, den blinden Fleck konnte er beim besten Willen nicht erkennen.

Da war auf einmal nur ihr Gesicht, und alles, woran er sich noch erinnern konnte, war der Kuss, den sie ihm gab an diesem sonnigen Nachmittag Mitte September, als die Natur um sie herum gerade vom Sommer in den Herbst wechselte und ihre Liebesgeschichte begann.

TELL1

Himmelblau

August 1967, Ost-Berlin

Dicke Wolken hingen in dieser dunklen Nacht über Berlin. Die Straßen waren menschenleer. Nur eine junge, schwangere Frau war auf den Beinen. Die Schatten am Horizont schienen ihr leise hinterherzuflüstern. Hier ein Raunen, dort ein Knacken, sonst nichts. Stille.

Die Frau ließ sich nicht aufhalten. Ihre Absätze klackten über den Asphalt. Und so sicher ihr fester Schritt auch wirkte, die Tränen auf ihrem Gesicht verrieten, wie groß ihre Verzweiflung war. Wenige Augenblicke später stieg sie in einen himmelblauen Lieferwagen, um Ost-Berlin für immer den Rücken zu kehren. Sie hatte nur einen großen braunen Lederkoffer und eine Mappe mit allen wichtigen Papieren bei sich, die ihr Vater in den letzten Wochen aufgetrieben hatte. Wie ihm das gelungen war, hinterfragte sie besser nicht. Er kannte die einflussreichen Männer der Stadt, war selbst einer von ihnen. Das zu wissen, genügte ihr. Auch den Wagen hatte er organisiert und den Fahrer, der nun den Motor startete, den Gang einlegte und Richtung Norden aus der Stadt fuhr, während sich am dunklen Himmel ein schweres Unwetter zusammenbraute, das sich bereits an den Sommertagen zuvor mit unerträglich schwüler Hitze angekündigt hatte.

Griese Gegend

Zur gleichen Zeit

Schon beim ersten entfernten Donnerrollen saß Frieda Lehmann in ihrem Haus am Rande des Dorfes kerzengerade im Bett, um sich gleich darauf voller Angst wieder unter ihrer Bettdecke zu verkriechen. Sie hatte gehofft, nur geträumt zu haben, wurde aber eines Besseren belehrt, als wenige Minuten später der nächste Donnerschlag durch die Nacht hallte. Die Bettdecke bis über die Nase gezogen, konnte sie draußen grelle Blitze zucken sehen und erschreckte sich bei jedem Donner so, als wäre es der erste in dieser Nacht.

Sie hatte sich in den vergangenen Jahrzehnten an die Einsamkeit gewöhnt und konnte gut allein sein in ihrem kleinen Haus direkt an der Straße, aber wenn draußen Blitz und Donner tobten und der Sturm an den Fensterläden rüttelte, hielt sie es vor Angst nicht aus im Schlafzimmer direkt unterm Dach. Also stand sie bereits tief in der Nacht auf. Normalerweise hätte sie sich nach dem Aufstehen das Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen, sich die langen, grau gesträhten Haare glatt gekämmt und sie zu einem Zopf zusammengeflochten, der ihr bis zum Gesäß hinunterhing. In dieser Nacht hatte sie keine Zeit dafür, schlüpfte nur schnell in ihre mit Schafwolle gefütterten Hauspuschen und schlurfte mit zerzaustem Haar die Treppe hinunter zum großen Kleiderschrank im Flur. Der Rücken machte ihr seit einiger Zeit Probleme. Immer häufiger wachte sie morgens mit steifen Gliedern auf. Die älteren Damen im Dorf hatten es ihr alle prophezeit: Die

jahrelange schwere Arbeit würde sich spätestens Ende fünfzig in den Knochen bemerkbar machen. Sie hatten recht behalten. Deshalb also zog sie nach dem Aufstehen das rechte Bein ein wenig hinterher. Wäre jemand im Haus gewesen, hätte er sie anhand des leisen Schlurfens auf dem Dielenboden kommen hören.

Der Schreck fuhr Frieda ins Mark, als die laute Sirene im Dorf ertönte. Sie musste an Arthur denken, der sicher schon auf den Beinen war, um seinen Kameraden bei der Freiwilligen Feuerwehr zur Hilfe zu eilen. Sie schaute zur Decke, aber eigentlich durch sie hindurch, weit über das darüberliegende Geschoss und das Dach ihres kleinen Hauses in den Himmel und schickte ein Stoßgebet zum lieben Gott, während sie den großen Schrank im Flur öffnete und ruckzuck darin verschwand. Zwischen Jacken und Mänteln stand der Koffer schon bereit. Darin waren all ihre Ausweispapiere und Versicherungspolizen fein säuberlich sortiert für den Notfall. Und Gewitter stand auf Friedas Liste der Notfälle weit oben. Sie war in Sicherheit hier im großen Schrank. Schließlich kam sie hier vor langer Zeit schon einmal mit dem Leben davon. Gedanken an den Krieg zuckten auch nach all den Jahren noch durch Friedas Geist, so wie jetzt die Blitze draußen vor ihrem Haus.

Das schwere Unwetter zog in den frühen Morgenstunden über das kleine Dorf nahe der Elbe hinweg und bescherte nicht nur Frieda eine unruhige Nacht. Der Blitz hatte eingeschlagen und die friedlich schlafenden Menschen aus ihrem Schlaf gerissen. Der Geruch nach verkohltem Holz hing wie Blei in der Luft und würde noch einige Tage in den Straßen stehen, wenn die drückende Hitze nicht bald

ein Ende fand. Der seit Wochen von den Bauern herbeigesehnte Regen hatte sich bis in die frühen Morgenstunden mit Gewalt entladen. Dichter Nebel hing über den Feldern, die Sonne hatte es schwer, sich ihren Weg durch die Wolken und Wogen aus weiß aufsteigender Feuchtigkeit zu bahnen. Der gräuliche Sandboden, dem die dünn besiedelte Griese Gegend möglicherweise ihren Namen verdankte, war nass, aber immer noch nicht feucht genug. In den Schlaglöchern auf den Straßen staute sich das Regenwasser der vergangenen Nacht in kleinen Pfützen. Schon vor Mittag, wenn das Thermometer über dreißig Grad Celsius anzeigte, würde es verdunstet sein.

Es war ein trockenes Jahr, schon das zweite in Folge. Eine schlechte Ernte stand bevor, doch keiner von ihnen konnte sich, was das betrifft, an ein gutes Jahr erinnern. Schon immer gab es in den Dörfern nahe der Elbe entweder viel zu viel oder viel zu wenig Wasser. In diesem Jahr bereitete die Dürre den Männern und Frauen im Dorf Kopfschmerzen, in anderen Jahren war es das Hochwasser.

Weil er in der Bücherei arbeitete, teilte Heinrich Schönborg die Sorgen der Bauern nicht. Trockenheit, Hochwasser und schlechte Ernten ließen sich nicht durchnummern, etikettieren, in Listen erfassen und danach sauber und ordentlich, Kante auf Kante, in Regale einsortieren. Mit seinen Büchern konnte Heinrich weder das Wetter beeinflussen noch gegen steigende Wasserpegel oder ausgedörrte Böden vorgehen, also ging er diesen Problemen aus dem Weg.

Mit Kopfschmerzen wachte er an diesem Sonntagmorgen auf, genau in der Sekunde, als das Gewitter vorüber

war. Gut schlafen, das hatte er schon immer gekonnt. Seine Frau Hannah beneidete ihn darum.

»Neben deinem Bett könnte nachts der Krieg ausbrechen, und du würdest ihn verschlafen«, sagte sie oft zu ihm mit einem liebevollen Vorwurf in der Stimme.

Ungewöhnlich, dachte Heinrich, als er schließlich mit hämmerndem Schädel aufstand und das Fenster öffnete, um die schlechte Luft der Nacht aus dem Zimmer zu lassen. Aber statt schlechter Luft heraus, strömte schlechte Luft herein. *Riecht es hier nach Rauch?*, fragte er sich in Gedanken und rümpfte die Nase. Sein Blick fiel auf die goldene Taschenuhr seines Vaters, die er vor dem Schlafengehen immer auf dem kleinen Nachtschränkchen platzierte. *Zehn nach neun* zeigte sie an, was in Wirklichkeit nicht stimmte. Die Uhr war nach einem tragischen Missgeschick vor Jahren genau zu dieser Zeit stehen geblieben. Trotzdem hatte Heinrich es sich zur Gewohnheit gemacht, die Zeit darauf ablesen zu wollen. Denn die Uhr hielt hinter dünnem Glas den schlimmsten Moment seines Lebens gefangen. Und anstatt sich davon zu befreien, trug er den Moment bei sich, für immer konserviert, so als dürfe der genaue Zeitpunkt, an dem das Schlimmste geschehen war, niemals in Vergessenheit geraten. Er führte ihn Tag für Tag in der Hosentasche mit, diesen Augenblick, der eines Tages um *zehn nach neun* sein ganzes Leben verändert hatte.

Ungewöhnlich, dachte Heinrich erneut, nachdem er sich mit einem Handgriff den Zeitmesser geschnappt hatte, der streng genommen keiner mehr war. Die Uhr fühlte sich heute ein bisschen schwerer an als gestern. Vielleicht bildete er sich das alles aber auch nur ein, also machte er sich auf den Weg nach unten zu seiner Frau, um

zu erfragen, warum die Luft draußen so einen brenzligen Geruch angenommen hatte.

Zur gleichen Zeit war Frieda, die immer noch in ihrem großen Kleiderschrank hockte, fast sicher, dass das Gewitter weitergezogen war. Vorsichtig streckte sie ihren Kopf aus dem Schrank, horchte, ob der Regen noch gegen die Scheiben schlug, und kletterte schließlich hinaus in den Flur. Mit schmerzenden Gliedern und eingeschlafenen Füßen humpelte sie in die Küche. Sie war wirklich älter geworden und spürte es überall. Als sie das letzte Mal aus diesem Schrank geklettert war, war es nicht so beschwerlich gewesen.

Es dauerte einige Zeit, bis sie fertig zurechtgemacht und in ihre Kittelschürze gekleidet war, aber sie schaffte es, noch bevor die Nacht endgültig vorüber war. Vor Sonnenaufgang waren die Fensterläden aufgeklappt, die Hühner gefüttert und die Treppe vor dem Haus gekehrt. Der beißende Geruch nach Rauch, der draußen in der Luft hing, bestätigte Friedas Befürchtung, dass der Blitz in der Nähe eingeschlagen hatte. Sie dachte an das Geräusch der Sirene, an die Feuerwehrmänner, die spätestens daraufhin alle aus ihren Betten hochgeschreckt waren, und an Arthur. Sie setzte den Besen erneut an und fegte energisch die Treppenstufen, obwohl sie längst sauber waren.

Es war schon am Morgen warm und schwül. Es würde wieder ein heißer Tag werden, das konnte sie spüren. Die körperliche Arbeit setzte ihrem Kreislauf zu. Sie stellte den Besen beiseite und zog sich zurück in die kühlen Gemäuer ihres Hauses. Sie nahm die Treppe nach oben und betrat ihr kleines Schlafzimmer, das sie nach Mitternacht

so fluchtartig verlassen hatte. Es roch nach Qualm. In ihrer nächtlichen Angst hatte sie das angekippte Fenster offen gelassen. Mit schnellen Handgriffen schloss sie es nun und sah beim Hinausschauen einen himmelblauen Lieferwagen am Haus vorbeifahren, den sie noch nie zuvor im Dorf gesehen hatte. Hier fuhr niemand einen B1000, und einen himmelblauen schon gar nicht.

Ungewöhnlich, dachte Heinrich, als er an diesem Morgen nach unten in die Küche kam und keinen gedeckten Frühstückstisch vorfand. Normalerweise gab es sonntags Frühstück mit gekochtem Ei. Noch ungewöhnlicher als das fehlende Frühstück und die fehlenden Eier jedoch war die Tatsache, dass auch von seiner Frau jede Spur fehlte.

Wo ist Hannah bloß, fragte er sich in Gedanken, denn Dialoge führte er vor allem mit sich selbst. Konversation mit anderen Menschen beschränkte er auf ein Minimum. Er war nicht gut im Plaudern. Nur in seinem eigenen Kopf wusste er, woran er war. Hier gab es keine Widerrede, kein Schimpfen, nur Ordnung und Struktur. So wie sich das gehörte. Er mochte das Gewöhnliche, und für gewöhnlich roch es an einem ganz normalen Sonntagmorgen nicht nach Rauch im Dorf und für gewöhnlich deckte seine Frau den Frühstückstisch, kochte genau zwei Eier und legte ihm die *Wochenpost* auf seinen Platz. Nun würde er es selbst machen müssen. Der Blick auf seine Taschenuhr verriet ihm nicht die richtige Zeit. Trotzdem schaute er erst darauf, bevor er mit einem Blick zur tickenden Uhr an der Wand feststellte, dass es wirklich Zeit wurde, zu frühstücken.

Ungewöhnlich, dachte er auf dem Weg zum kleinen Stall hinterm Haus, der schon lange nicht mehr als solcher

genutzt wurde. Jetzt lagerten dort allerlei Gerätschaften, Werkzeuge und die Eier. Hannah legte sie in der kleinen Nische neben der Tür ab, denn hier war es kühl genug. Die Tür zum Stall klemmte. Heinrich musste sie mit einem Ruck aufziehen. Das mochte er gar nicht, Dinge mit einem Ruck aufziehen. *Ärgerlich*, fluchte er in Gedanken zweimal hintereinander, einmal wegen des Rucks und einmal, als er entdeckte, dass der Marder sich an den Eiern zu schaffen gemacht hatte. Kein einziges hatte das Mistvieh übrig gelassen. Er würde eine Falle aufstellen müssen, und auch das behagte Heinrich nicht. Noch weniger aber behagte ihm ein Sonntag ohne Frühstücksei. *Ich könnte Frieda fragen*, dachte er, verwarf diesen Gedanken aber sofort. Denn es war Sonntag und am Sonntag störte man die anderen nicht. Er warf einen Blick auf die kaputte Taschenuhr.

Andererseits war Frieda alleinstehend und hatte sicher ein paar Eier übrig. Außerdem konnte eine Frau wie Frieda niemandem lange böse sein. Gedanklich wog er das Sonntagsfrühstück ohne Ei gegen die Ruhestörung ab und entschied sich schließlich, das Fahrrad zu nehmen und zu Frieda zu fahren.

Kerzengerade saß er wenig später auf seinem Fahrradsattel, trat mit exakt ausgestreckten Beinen in die Pedale und hielt die Nase in den Wind. Er sah älter aus, als er es eigentlich war. So gerade, wie er saß, wirkte der junge Mann streng und kantig, ernst und ein wenig unbeweglich.

Eindeutig riecht es hier nach Rauch und geregnet hat es auch, stellte Heinrich fest, als er im Slalom um die kleinen Pfützen auf den Straßen radelte. Er würde die Eier besorgen und Frieda fragen, ob es in der Nacht ein Unwetter gegeben habe. Der Gedanke gefiel ihm nicht. Er wollte nicht

über das Wetter plaudern. Er wollte Eier besorgen, zwei an der Zahl, eins für Hannah und eins für ihn. So einfach war das.

Der Asphalt war nass. Er musste auf dem Weg nach unten ins Dorf mehrmals Ästen ausweichen, die offenbar ein Sturm auf die Straße geweht hatte. *Komisch*, dachte er abermals und bremste ab, um einem himmelblauen B1000 Vorfahrt zu gewähren. Der Wagen fuhr langsam und blieb genau vor Heinrich stehen. Der Fahrer, ein dicker grauhaariger Mann mit ungepflegtem Bart, sah sich suchend um und schien gar nicht zu bemerken, dass Heinrich mit seinem Rad auf ihn warten musste, um endlich die Straße überqueren zu können. Die Warterei würde noch einige Sekunden länger in Anspruch nehmen, denn der Lieferwagenfahrer hatte sich entschieden, sein Gefährt an Ort und Stelle zu wenden. Die Frau auf dem Beifahrersitz rückte dadurch in Heinrichs Blickfeld. *An wen erinnert sie mich bloß?* Schon wieder eine Frage an diesem Morgen, die er sich nicht beantworten konnte.

Da war er wieder, der himmelblaue Barkas. Diesmal fuhr der Lieferwagen langsamer an Friedas Haus vorbei. Sie stand am Küchenfenster und beobachtete, wie das Fahrzeug stehen blieb und der Fahrer eine große Karte auf dem Armaturenbrett ausbreitete. Der Motor lief weiter und hustete kleine dunkelgraue Rußwölkchen aus dem Auspuff. Frieda trat hinaus in ihren Vorgarten, ging die frisch gefegte Treppe hinunter auf den Lieferwagen zu.

Eine junge und sichtbar hochschwängere Frau stieg aus dem Wagen und streckte sich. Scheinbar war sie schon eine Weile in dem nach Benzin stinkenden Gefährt un-

terwegs. Das Gesicht der Frau war aschfahl, die Schatten unter ihren traurig dreinblickenden Augen wirkten wie dunkelgraue Halbmonde. Sie sah durchsichtig aus.

»Entschuldigung«, sagte sie, und in ihren müden Augen konnte Frieda lesen, dass ihr die Störung unangenehm war. »Wir haben uns verfahren.« Ein schüchternes Lächeln umspielte ihre Lippen, so als würde sie sich dafür schämen. Dabei war sie doch gar nicht diejenige mit dem Lenkrad in der Hand. Wenn überhaupt, hatte der Grauhaarige sich verfahren, der noch nicht einmal den Kopf hob, um Frieda zu grüßen. »Das hab ich mir schon gedacht«, entgegnete Frieda freundlich und hoffte, der Frau mit ihrem Gesichtsausdruck signalisieren zu können, dass sie sie ganz und gar nicht gestört hatte. »Wo wollen Sie denn hin?«

»Ich suche Arthur Winkler.«

Frieda lachte auf. »Na, den können Sie hier nicht verfehlen. Er ist doch der Mittelpunkt!«

Die Frau schaute fragend. Ein guter Mensch stand da vor Frieda, das hatte sie gleich gespürt. »Alle Straßen hier im Dorf führen direkt zu ihm. Er wohnt in der Schule, ungefähr in der Mitte des Dorfes«, erklärte sie und deutete mit der Hand direkt die Straße rauf.

Die Frau schien erleichtert, als hätte man ihr eine kleine Last von den schmalen Schultern genommen. Sie bedankte sich und war im Begriff, wieder in den Lieferwagen zu steigen, da fragte Frieda sie, wann es denn so weit sei, und deutete auf ihren Bauch.

»Einen Monat noch«, sagte die Frau und lächelte erleichtert bei dem Gedanken an das bevorstehende kleine Wunder.

»Gott segne Sie«, wünschte Frieda. *Gott segne sie und das ungeborene Kind*, wiederholte sie in Gedanken und schickte

ein stilles Gebet gen Himmel. Sie schaute dem Wagen hinterher, bis er um die Ecke bog, und fragte sich, was diese Frau mit den traurigen Augen wohl mit ihrem Arthur zu tun hatte.

Genau in dem Moment, als der B1000 um die Ecke fuhr, bog Heinrich am anderen Ende der Straße mit seinem Fahrrad in den Weg ein. Von Weitem schon konnte er Frieda sehen, die an ihren Gartenzaun gelehnt stand und in die entgegengesetzte Richtung schaute. Als er dichter kam und sie ihn hören konnte, drehte sie sich zu ihm um und schien gar nicht überrascht, ihn zu sehen, so als würde er sich jeden Sonntag um diese Zeit mit ihr an ihrem Gartenzaun treffen.

Ein breites Lächeln legte sich bei seinem Anblick auf ihr nachdenkliches Gesicht. Sie sah in ihm noch immer den kleinen Jungen, den sie wie einen eigenen Sohn in ihr Herz geschlossen hatte. Es fühlte sich an, als sei er erst gestern mit seinem Kinderfahrrad und zerzausten Haaren um die Ecke gefegt. Er hatte sich verändert. Mit akkurat gekämmtem Haar stand er nun vor ihr, stellte sein Fahrrad ab und klopfte sich nicht vorhandenen Staub von der Hose, ehe er Frieda mit einem festen Händedruck begrüßte. Das hatte sie ihm als Kind schon beigebracht. Fest Zudrücken war Friedas Stärke. Für Heinrichs Geschmack hätte das Handgeben gereicht, aber für Frieda gehörte zum Zudrücken das Drücken, also zog sie ihn in eine feste Umarmung, drückte zu und entließ den jungen Mann erst, als er in ihren Armen kaum noch Luft bekam. Weil sie Frieda war, durfte sie das. Für den Rest der Welt war der Händedruck der einzige Körperkontakt, den Heinrich zu geben bereit war. Seine Hand klammerte sich um die goldene Uhr in seiner Hosentasche.

Das, was Heinrich an Frieda so mochte, war, dass sie reden konnte ohne Punkt und Komma. So wurde er auch heute nicht genötigt, das Gespräch zu beginnen. Der Anfang war immer das Schwierigste beim Plaudern. Sie erzählte von dem Lieferwagen, von der Schwangeren und dass sie zu Arthur wollte.

Er nickte.

Sie erzählte von dem Unwetter in der Nacht, vom Donner, vom Blitz und der Sirene, von Arthur und der Feuerwehr. Davon, dass der Blitz eingeschlagen hatte, sie nur noch nicht wüsste, wo.

Er nickte.

Und dann erzählte sie, dass sie vor Angst in den Kleiderschrank geklettert war zu ihrem Koffer und den wichtigen Papieren.

Er schüttelte den Kopf. Dazu *musste* er etwas sagen. »In den Kleiderschrank? Die ganze Nacht?«

Sie nickte.

Er stellte sich vor, wie Frieda die Nacht über im Schrank gesessen und sich vor Angst nicht gerührt hatte, und bekam ein schlechtes Gewissen. *Wie konnte ich schlafen, während draußen ein Unwetter tobte*, warf er sich in Gedanken vor, während seine Finger in der Hosentasche nervös mit der Taschenuhr spielten. »Ich muss mich besser um dich kümmern, Frieda«, sagte Heinrich betreten und fast ein bisschen entschuldigend.

Frieda schwieg, denn ein bisschen hatte er damit vielleicht recht.

»Beim nächsten Mal kommen wir zu dir, dann bist du nicht allein«, versprach er und legte ihr als Zeichen, wie ernst ihm die Sache war, behutsam eine Hand auf

die Schulter. Doch da plapperte sie schon munter weiter über die Hitze, die Dürre, die schlechte Ernte und die armen Bauern. Und über die Bauern kam sie zu den Tieren, denen die Hitze auch zu schaffen machte. Und von den Tieren schließlich zu den Hühnern, die sie heute Morgen schon früh gefüttert hatte. Und von den Hühnern endlich zu den Eiern, von denen Heinrich nun zwei brauchte für sein Sonntagsfrühstück.

»Warte kurz«, sagte Frieda, schlurfte hinters Haus zum Hühnerstall und ein paar Minuten später wieder zu Heinrich zurück. Aus der Seitentasche ihrer Kittelschürze holte sie drei Eier und legte sie Heinrich in die Hand, die zuvor noch die Uhr seines verstorbenen Vaters umklammert hatte.

Schon beim Gedanken an die ungerade Anzahl von drei Eiern überkam ihn eine unangenehme Gänsehaut, also gab er ihr ein Ei wieder zurück. »Zwei reichen fürs Frühstück.« Er bedankte sich bei Frieda, die wissend lächelte und in ihrer Kittelschürze kramte.

»Hier, jetzt sind's vier«, sagte sie schmunzelnd und drückte ihm zwei Eier in seine andere Hand.

Dankend nahm er sie an und schluckte das schlechte Gefühl hinunter, die arme Frieda um ihr Frühstücksei gebracht zu haben.

»Hannah, es hat gebrannt«, sagte Heinrich zu seiner Frau, gleich nachdem die Haustür hinter ihm ins Schloss gefallen war. Aufgeregt, wie er war, hinterfragte er gar nicht, dass sie am gedeckten Frühstückstisch auf ihn wartete, wo sie doch den ganzen Morgen unauffindbar gewesen war. »Stell dir vor, der Blitz hat eingeschlagen.« Er donnerte mit

der Faust auf die Anrichte in der Küche, um den Schlag zu verdeutlichen, der des Nachts auf ein Haus oder einen Baum mitten im Dorf niedergegangen sein musste. Er nahm die Eier, die er von Frieda mitgebracht hatte, vorsichtig aus seiner Tasche und fuchtelte damit herum, während er seiner Frau wild gestikulierend Bericht erstattete über das Unwetter, von dem er selbst unerklärlicherweise nicht wach geworden war.

Die wiederum konnte nur müde lächeln. Seine Schilderungen überraschten sie kaum, wohl aber sein Wortschwall und die ausladenden Gesten. Ganz im Gegensatz zu ihrem Mann hatte sie sich die ganze Nacht um die Ohren geschlagen und gebetet, dass der Blitz nicht in ihr Haus einschläge. Schließlich war sie aufgestanden, hatte Kaffee gekocht, in Thermoskannen abgefüllt und sie den Feuerwehrmännern zur brennenden Scheune am Rand des Dorfes gebracht. Irgendetwas hatte sie tun müssen, und wenn sie sowieso wach war, konnte sie schließlich auch helfen.

»Stell dir vor, es hätte unser Haus treffen können«, hörte sie Heinrich sagen, noch immer sichtlich bewegt von Friedas Schilderungen.

Sanftmütig lächelte sie ihn an. »Hat es aber nicht.«

»Hätte aber«, legte er noch einmal nach und schüttelte ganz ungläubig den Kopf. »Das Haus, stell es dir mal vor«, sagte er, bevor er schließlich das wirklich Wichtige bedachte: »Wir hätten bei lebendigem Leib verbrennen können!«

»Sind wir aber nicht«, widersprach Hannah beschwichtigend und wollte ihrem Mann damit sagen, dass es Grund zur Freude gab. Freude darüber, dass er gesund und munter war und schlafen konnte wie ein Stein, auch wenn um

ihn herum ein Unwetter tobte. Sie nahm ihrem Mann nun die Eier aus den Händen. Zwei legte sie zur Seite, die anderen wollte sie kochen. Genau sechs Minuten. Eigentlich mochte sie Fünf-Minuten-Eier lieber, aber die Fünf war eine ungerade Zahl und die bereiteten ihrem Mann Kopfzerbrechen, also kochte sie die Eier sechs Minuten lang.

Bevor Heinrich sich an den Tisch setzte, schob er das Geschirr auf eine Höhe, richtete das Besteck und die Marmeladengläser parallel zueinander aus und strich mit einer Hand eine kleine Falte aus der ansonsten akkurat gebügelt Tischdecke.

»SISSE!«, rief er plötzlich, sodass Hannah erschrocken von diesem plötzlichen Ausbruch ihres Mannes zusammenfuhr. »Sie sah aus wie Sissi, die Frau in dem blauen B1000«, erklärte er ihr, und Hannah verstand kein Wort. »Die Schauspielerin«, setzte Heinrich zur Erläuterung hinterher. »Du weißt schon. Die Hübsche, mit der sie die Sissi-Filme gedreht haben. Drüben.« Sein Kopf nickte in Richtung Westen, der ihnen ganz nah war, gleich hinter den Feldern und der Elbe, und doch so fern, dass keiner von ihnen die Sissi-Filme je zu Gesicht bekommen hatte.

Hannah kratzte sich am Kopf, erinnerte sich dunkel an eine geschmuggelte *BRAVO*-Zeitschrift aus dem Westen, die eine Freundin ihr vor einiger Zeit heimlich ausgeliehen hatte. »Romy Schneider«, erinnerte sie sich und sah Heinrich, der damals auch einen Blick in das Heft hatte werfen dürfen, heftig nicken.

In der Mitte des Dorfes war zu dieser Zeit längst eine hochschwängere Frau mit dunklen Schatten unter den Augen aus dem himmelblauen Barkas gestiegen. Nachdem sie

den Fahrer mit dem Geld ihres Vaters bezahlt hatte, lud er ihr den Koffer aus und verabschiedete sich. Während der Lieferwagen sich wieder in Bewegung setzte und im feuchten Dunst der Straße verschwand, ging Ruth auf das Eingangstor zu.

Die hölzerne Tür zur Schule wirkte mächtig und Ruth hatte keine Ahnung, was sie dahinter erwartete. Mit klopfendem Herzen drückte sie den zweiten Klingelknopf von oben. Darauf stand *Hausmeisterwohnung Arthur Winkler*. Gleich würde sie ihrem Onkel, dem sie noch nie zuvor begegnet war, gegenüberstehen. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Das Geräusch von aufklappenden Fensterläden ließ sie nach oben schauen. Aus einer kleinen Luke direkt unter dem Dach schaute ein älterer Herr.

»Warten Sie einen Moment. Ich komme runter«, rief er ihr zu. Seine Stimme war tief, wohlklingend und etwas belegt, so als hätte sie ihn gerade aus einem tiefen Schlaf geweckt.

Dabei hatte Arthur die ganze Nacht kein Auge zugetan. Erst als er vor einer halben Stunde wieder zu Hause angekommen und das Adrenalin der Nacht aus seinem Körper gewichen war, fiel er auf seinem alten grünen Ledersofa in einen tiefen Erschöpfungsschlaf. Er hatte die ganze Nacht mit den Kameraden der Feuerwehr um die Scheune gekämpft und am Ende verloren. Sie mussten sich geschlagen geben und den armen Bauer Schmidt zusehen lassen, wie seine Scheune niederbrannte, bis der letzte Funke erloschen war. Und nun stand da diese Frau vor Arthurs Tür. Er hatte niemanden erwartet an diesem Sonntagmorgen im August, aber allem Anschein nach war die Kleine al-

lein unterwegs bei diesem lausigen Wetter und zu dieser frühen Uhrzeit. Und nicht zu übersehen war sie schwanger und schien seine Hilfe noch dringender zu benötigen als die Männer der Freiwilligen Feuerwehr in der Nacht. Schlafen konnte Arthur schließlich auch später noch. Als er die Tür öffnete, streckte die Frau ihm ihre zarte Hand entgegen.

»Ich bin Ruth Winkler«, hörte er sie sagen. »Und ich brauche Hilfe.«

Ruth Winkler, wiederholte er in Gedanken und beschloss schon jetzt, dass sie jede Hilfe bekommen würde, nach der sie verlangte, auch wenn er ahnte, dass ihm das Ganze ziemlich große Schwierigkeiten bereiten könnte.

An diesem Morgen öffnete der alte Hausmeister seiner Nichte und ihrem Ungeborenen nicht nur die Tür zu seiner kleinen Hausmeisterwohnung, sondern auch die zu seinem Herzen, und Ruth trat dankbar ein, ohne in diesem Moment zu ahnen, dass sie sich an keinem Ort der Welt jemals so geborgen fühlen würde wie hier, in dieser kleinen Wohnung von Arthur Winkler, dem Mittelpunkt des kleinen Dorfes nördlich der Elbe.

Griesgrau

Die Menschen im Dorf hatten im Laufe der Jahrzehnte gelernt, zusammenzurücken. Denn das Leben hier war schon immer hart gewesen und hing – da waren sich alle einig – ganz entscheidend vom Wetter ab. War einst die Dürre überstanden, folgte ihr das Wasser auf dem Fuße. Und keiner war sich sicher, was schlimmer war. Sie waren über die Jahre zu einer Gemeinschaft zusammengewachsen, in der man sich gegenseitig unterstützte und aushalf. In einer Zeit, in der es wenig gab, galt es, aus diesem wenigen das Beste herauszuholen. Und darin waren sie geübt, alle miteinander.

Warten, damit kannten sie sich aus. Warten auf den Regen, warten auf die Sonne, warten auf das vor Jahren bestellte Auto, warten in der langen Schlange vor der Fleischerei, ja sogar warten auf einfache Lebensmittel wie Obst oder Gemüse.

Ihr Dorf lag inmitten einer Gegend, die sich zu großen Teilen aus Sand, Wasser und Kiefernwäldern zusammensetzte. Griesegend nannte man sie, vor allem dann, wenn man nicht von hier kam. *Gries* bedeutete aus dem Plattdeutschen übersetzt nichts weiter als grau. Als wäre diese Gegend ohne Schönheit. Als lebten hier trist dreinblickende Leute mit trostloser Kleidung, trüben Augen und fahlen Gesichtern. Zugegeben, schaute man sich die Menschen, die hier lebten,

einmal genauer an, konnte man erkennen, dass Trockenheit und Hochwasser ihre Nerven strapazierten. Auch die Nähe zur Grenze und die damit verbundenen Einschränkungen und ständigen Kontrollen machten ihre Sorgen nicht kleiner. Vielleicht könnte man unter diesen Umständen annehmen, die Griese Gegend verdiente ihre Bezeichnung. Aber dem Dorf – *ihrem* Dorf – umgeben von Kiefernwäldern und Flussläufen in unmittelbarer Nähe wurde dieser Name nicht gerecht. Für die Menschen hier gab es keinen schöneren Ort als diesen, in dem jede Jahreszeit ihre ganze Pracht vor ihnen ausbreitete: Die gelb leuchtenden Butterblumen im Frühling, die saftigen Blaubeeren im Sommer, das stille Plätschern der Flussläufe im Herbst oder die schneebehangenen Kiefern im Winter.

Handwerksbetriebe florierten. Es gab außerdem einen Bäcker, eine Fleischerei und einen Friseur. Wer Lebensmittel benötigte, konnte bei Hannah Schönberg im Konsum fündig werden – vorausgesetzt, man hatte ihr Bescheid gesagt, damit sie die begehrten Waren unterm Ladentisch zurücklegte.

Das Schulgebäude stand mitten im Dorf. Hier wohnte Hausmeister Arthur Winkler, der nun schweigend und mit dunklen Ringen unter den Augen mit seiner Nichte Ruth in seiner Küche saß, nachdem sie ihm erzählt hatte, was sie ausgerechnet zu ihm führte.

Bei der haarsträubenden Geschichte, die er soeben vernommen hatte, schien das Blut in Arthurs Adern gefroren zu sein. Eine lähmende Müdigkeit hatte sich in ihm breitgemacht und ließ ihn regungslos in seiner Position verharren. Kein klarer Gedanke war zu greifen. Wirre Fetzen

ihrer Worte schwebten noch in der Luft und bahnten sich ihren Weg durch Arthurs Ohren in seinen Kopf. Anders als sonst hatte er keine Antwort parat für das Schlamassel, in dem die junge Frau ihm gegenüber steckte. Gedankenverloren starrte sie auf ihre Fingerkuppen, wartete auf seine rettende Antwort.

»Wie bist du hergekommen?«

Sie zog die Mappe mit den Dokumenten hervor. Er blätterte durch die Papiere und staunte nicht schlecht. Dafür musste sein Bruder einige Hebel in Bewegung gesetzt haben. »Mein Vater kennt wichtige Leute«, setzte sie zur Erklärung an.

Arthur nickte. Er hatte seinen Bruder viele Jahre nicht mehr gesehen. Alle Zelte abzubauen, darin war Erich immer schon außerordentlich gut gewesen. Und mindestens ebenso gut war er schon immer darin gewesen, wichtige Leute für sich einzunehmen. Wahrscheinlich war er selbst einer von ihnen, wenn es ihm sogar möglich war, solche Genehmigungen zu besorgen. Damit würde Ruth bleiben können, auch wenn das in den Dörfern nahe der Grenze sonst nicht so einfach war.

Der große schwarzbraune Schäferhund unterm Tisch richtete sich auf, so als wolle er das unangenehme Schweigen im Raum endlich unterbrechen. Hechelnd baute sich das große Tier vor Ruth auf und legte ihr mit dem Maul seinen abgewetzten Lederball in den Schoß.

»Das ist übrigens Ruth«, sagte Arthur zu seinem Hund und deutete mit einer Hand auf seine Nichte, als ob er sie einem Menschen vorstellen würde. »Ja, und das ist Schröder, mein Hund.« Er lächelte Ruth verlegen an, während er die beiden einander bekannt machte.

Ruth lächelte zurück. Sie tätschelte Schröder den Kopf, fühlte sein warmes, weiches Fell auf ihrer Haut und hatte das Gefühl, dass sie sich gut verstehen würden hier in Arthurs kleiner Hausmeisterwohnung.

Letzterer war inzwischen vom Küchenstuhl aufgestanden und zog sich seine Schuhe an. »Ich muss meine Runde machen. Es gab ein Unwetter in der Nacht und ich will noch einmal nach dem Rechten sehen«, sagte Arthur und verfolgte seinen pflichtbewussten Plan. Erst zu Frieda, dann zur Scheune, dann wieder zurück zu Ruth. Er hoffte, bis dahin seine Gedanken sortiert zu haben.

Bevor er sich aufmachte, klopfte er ein Kissen zurecht, holte eine Decke aus dem Schrank und breitete sie auf dem grünen Sofa für Ruth aus. Er half ihr hoch, bedeutete ihr, sich hinzulegen, und strich ihr über den Kopf. »Du siehst müde aus. Ruh dich etwas aus, bis ich zurück bin«, flüsterte er, so als würde sie schon schlafen und er sie nicht wecken wollen.

Sie ließ sich dankbar in das Kissen sinken.

»Schröder passt auf dich auf.« Arthur schaute zu seinem Hund, der seinen Auftrag offenbar verstanden hatte und zum Sofa getrottet kam. Arthur drehte sich um, versicherte sich mit einem letzten Blick, dass alles in Ordnung war, und trat zur Tür hinaus. Bevor sie ins Schloss fiel, machte er noch einmal kehrt und stand mit seiner großen Silhouette wieder mitten im Türrahmen. Ruth setzte sich auf, Schröder spitzte die Ohren. »Willkommen zu Hause.«

»Was für ein Unglück«, würden die Dorfbewohner klagen, wenn sie sich am Nachmittag vor der niedergebrannten Scheune von Bauer Schmidt versammelten. Viele von ih-

nen meinten dabei weniger die abgebrannte Scheune als den trockenen Boden, dem der Wolkenbruch der letzten Nacht noch nicht hinreichend Abhilfe verschafft hatte. Als wäre das nicht schon genug Pech, war nun der Blitzeinschlag der letzte Tropfen, der das Fass der Frustration zum Überlaufen brachte. Ja, was für ein Unglück.

»Was für ein *Glück* im Unglück«, würde Arthur ihnen vehement widersprechen. *Glück*, dass die Freiwillige Feuerwehr schnell vor Ort war und das Feuer nicht auf die umstehenden Häuser übergegriffen hatte. *Glück*, dass niemand in der Scheune war, als der Blitz das Holz zum Bersten und das mit Reet gedeckte Dach zum Lodern brachte. Er würde es genau so zusammenfassen und den *glücklichen* Umstand betonen, dass niemand von ihnen zu Schaden gekommen war, so wie er es immer tat. Und er würde Zustimmung erfahren, so wie er sie immer erfuhr. Arthur sah die Dinge positiv. Und man glaubte ihm, denn der kriegsgezeichnete Hausmeister der hiesigen Dorfschule hatte Erfahrung mit schlimmen Dingen. Wenn er sagte, alles würde wieder gut, dann wurde auch alles wieder gut. Nur bei Ruths Problem war er sich da nicht so sicher.

Während Arthur gedankenverloren seinen Weg fortsetzte, saß Frieda in ihrer Küche am Tisch und goss heißes Wasser aus dem Kessel in den kleinen Krug, in den sie zuvor frische Pfefferminzblätter aus dem Garten gegeben hatte. Sie wartete schon auf ihren Besucher, der jeden Tag vorbeikam, um nach dem Rechten zu sehen und mit ihr Tee zu trinken. Kurz hatte sie Angst, er würde heute nicht kommen. Schließlich war da diese Frau mit den Schatten unter

den Augen gewesen. Aber für den Fall, dass er doch kam, stellte sie schon mal zwei Tassen auf den Tisch. Sie wollte vorbereitet sein, und vor allem wollte sie, dass er dachte, sie sei vorbereitet auf seinen Besuch.

Sie würde Arthur nicht erzählen, dass sie nachts in den Schrank gekrochen war. Es würde ihm nur unnötig Sorgen bereiten. Und die konnte er nun wirklich nicht gebrauchen, wenn er nachts mit den Kameraden der Feuerwehr Brände zu löschen hatte und morgens eine unbekannte Schwangere vor seiner Tür stand.

Der intensive Duft nach Pfefferminz hatte sich bereits in der Küche ausgebreitet. Frieda hatte sich hingesetzt und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf die Kante des Tisches. Sie hatte die Küchentür angelehnt, damit sie hörte, wenn Arthur zur Haustür hereinkam. So saß sie da, nervös und aufgeregt trommelnd, denn irgendetwas lag heute in der Luft. Das war kein normaler Sonntagmorgen und für Arthurs Verhältnisse war er schon ganz schön spät dran. Bestimmt würde er heute nicht kommen.

Eine gefühlte Ewigkeit verging, bis sie schließlich hörte, wie die Haustür sich öffnete und jemand mit schweren, behäbigen Schritten eintrat. Als Arthur in die Küche kam, war Frieda schon aufgestanden und hatte den dampfenden Tee aus dem Krug in die Tassen eingeschenkt. Sie konnte im Augenwinkel sehen, wie Arthur ihre Bewegungen beobachtete. Eine Strähne hatte sich aus ihrem geflochtenen Zopf gelöst und fiel ihr ins Gesicht. Sie klemmte sie behutsam hinters Ohr, setzte den Krug ab und drehte sich zu ihrem Besucher um. Mag sein, dass der Pfefferminzduft ihre Sinne benebelte, aber er sah gut aus an diesem Morgen, obwohl der Schlafmangel ihm ins Gesicht geschrieben stand.

Arthur merkte von ihren Gedanken nichts, setzte sich und erzählte, während Frieda an ihrer Teetasse nippte und an seinen Lippen klebte. Jedes seiner Worte sog sie auf wie ein Schwamm.

Die Scheune also hatte gebrannt in der Nacht. Bauer Schmidt, der Arme, hatte zusehen müssen, wie alles den Flammen zum Opfer fiel. Frieda konnte sich den Bauern bildlich dabei vorstellen. Arthur ließ kein Detail aus, erzählte von der Sirene, von dem Einsatz, wie sie gekämpft hatten um die Scheune und schließlich von der jungen Hannah Schönberg, die den Männern frühmorgens Kaffee gebracht hatte. Dann schwieg er eine Weile, haderte mit sich.

»Und die Schwangere?«, half Frieda ihm auf die Sprünge.

Er hob seinen Kopf und schaute sie mit erstaunten Augen an. Selten erlebte Frieda Arthur Winkler sprachlos, aber an diesem Sonntagmorgen war alles irgendwie anders als sonst. Er hielt ihrem Blick stand, schüttelte den Kopf, zuckte mit den Schultern und sagte schließlich: »Ich brauche deine Hilfe, Frieda.«

Ruth, die derweil auf Arthurs grünem Sofa lag und mit einer Hand den vor sich hin dösenden Schröder tätschelte, hätte gern geschlafen, bekam aber kein Auge zu. Vielleicht klingelten ihr die Ohren, weil ein paar Straßen weiter zwei Menschen beratschlagten, wie sie ihr helfen konnten. Vielleicht lag es aber auch daran, dass das Kind in ihrem Bauch begonnen hatte, ihr gegen die Bauchdecke zu treten.

Sie stand auf und sah sich um in der kleinen Hausmeisterwohnung, die alles hatte, was man zum Leben brauchte.

Es gab eine ganz kleine Küche, ein noch kleineres Bad und ein winziges Wohnzimmer mit der grünen Couch. Als Letztes öffnete sie die Tür zu einem weiteren Zimmer, das so klein war, dass gerade so ein Bett hineingepasst hätte. Stattdessen stapelten sich darin Werkzeuge und Kisten. Die Wohnung war sehr sauber und trotz der Enge gemütlich eingerichtet.

Der große Schäferhund war Ruth gefolgt, schließlich hatte er einen Auftrag. Sie musste lächeln bei dem Gedanken und klopfte Schröder die Seiten. Das große Tier verstand dies scheinbar als Aufforderung, denn wenige Sekunden später stand er erneut mit seinem zerfledderten Ball im Maul vor Ruth. »Na gut«, seufzte sie, griff nach dem Spielzeug und lachte über den jungen Schäferhund, der inzwischen schwanzwedelnd sein ganzes Gewicht Richtung Tür stemmte. *Ein kleiner Spaziergang kann ja nicht schaden*, dachte Ruth und machte sich mit ihrem Beschützer auf den Weg.

Frieda saß ungläubig den Kopf schüttelnd an ihrem Küchentisch und hatte noch immer eine Gänsehaut von dem Schauer, der ihr über den Rücken gelaufen war bei Arthurs haarsträubendem Bericht. »Sie wird bei uns bleiben«, sagte sie schließlich, und das war keine Frage.

Arthur nickte.

»Und ich werde euch helfen, wo ich nur kann«, führte Frieda weiter aus.

Arthurs Gesichtsmuskeln entspannten sich ein wenig. Denn mit Schwangeren kannte er sich nicht aus. Und mit Kindern erst recht nicht. Er konnte sich darauf verlassen, dass Frieda schon dafür sorgen würde, dass es Mutter und Kind an Liebe nicht fehlte.

Für eine lange Sekunde sahen sie einander in die Augen, so als hätten sie noch nicht alles Wichtige gesagt. Aber weil sie im Laufe der Jahre gelernt hatten, in rührseligen Momenten besser schnell wieder zur Tagesordnung überzugehen, klopfte sich Frieda schnell auf die Schenkel, sagte »So«, bevor sie aufstand und die Tassen in die Spüle räumte, als wäre nichts gewesen.

Und weil es das Beste war, es ihr gleichzutun, ging auch Arthur zur Ordnung über, half ihr beim Abwasch und machte sich dann wieder auf den Weg.

Frieda begleitete ihn in den Flur und zog sich dort die Schuhe an. »Ich komme mit«, sagte sie, und als sie sein fragendes Gesicht sah, ergänzte sie: »Zur abgebrannten Scheune.«

Und so gingen sie Seite an Seite gemeinsam los, mit einem winzigen Abstand zwischen einander. Sie waren die Ersten, die sich mittags wieder an der verkohlten Ruine versammelten. Schweigend standen sie dort, inzwischen fast ohne Abstand, und Arthurs Handrücken berührte ganz leicht den von Frieda. *Bestimmt merkt sie es gar nicht*, dachte er im Stillen.

Aber sie hatte es gemerkt, und ausgehend von ihrer Hand legte sich ein wohliges Kribbeln über ihren ganzen Körper, das sie mit aller Macht zu unterdrücken versuchte. Und während Frieda unterdrückte, sog Arthur mit jeder Faser seines Körpers das Gefühl auf, das sich auch in ihm breitmachte. Wie lange wartete er schon? Er hätte es nicht sagen können. Obwohl er sich mit Warten eigentlich auskannte. Warten auf den Regen, warten auf die Sonne, warten in der langen Schlange vor der Fleischerei, ja so-

gar warten auf einfache Lebensmittel, wie Obst oder Gemüse. Da war es fast normal, dass man auch auf die Liebe manchmal warten musste und man sich dann, wenn es so weit war, mit dem wenigen zufriedengeben musste, was man bekam.